

MEDIUM. Die Stadt nimmt sich die Künstlerin Starsky gern als Projektionsfläche.



RIESIG. Starsky choreografierte die „Interactions of Light" am KHM.

RUNDE ECKE. Der Kolschitzy-Hof in Wien leuchtet nach dem Konzept von Moritz Gieselmann.



Die Dunkelheit als Leinwand

Die Nacht ist der blinde Fleck der Architektur. Bis Lichtplaner und Künstlerinnen anrücken, um sie zu inszenieren.

Text: Norbert Philipp

Fotos: Sascha Osaka(2), beigestellt.



INNEN. Für den Wasserturm der Wiener Netze entwarf Gieselmann eine Leuchte.

Die Nacht, das war lange eine dunkle Angelegenheit. Selbst die Stadt war die längste Zeit ihrer Geschichte kaum mehr als ein schwarzer Fleck in noch schwärzerer Umgebung. Heute beleuchten, inszenieren und bemalen nicht nur neueste Technologien die Stadt mit Licht, sondern auch die Ideen von Menschen, die Licht als Pinsel, Medium und Mittel des Designs und der Kunst verwenden.

Wien begann überhaupt erst 1687 zaghaft zu leuchten. Damals mussten die Hausbesitzer das Schweinefett für die Laternen, die quer über die Straßen gespannt wurden, von einer Ausgabestelle holen. Bis zur LED-Leuchte war es dann noch ein langer, dunkler Weg. Erst 1962 wurde überhaupt die letzte Gaslaterne der Stadt gelöscht. Doch heute sind zumindest bald alle 50.000 Straßenleuchten, die auf Seilen über den Straßen baumeln, schon energieeffizient nachgerüstet.

Perspektivenwechsel. Der Lichtplaner Moritz Gieselmann hatte schon mit 13 bemerkt, wie er erzählt, dass er nicht nur schauen will, sondern auch sehen, sich ein Bild machen will von der Welt, indem er selbst Bilder macht: Das Licht war stets sein Mittel dafür. Zunächst in der Fotografie, schon dem Begriff ist ja etymologisch das Licht fest eingeschrieben: „Zeichnen mit Licht" bedeutet er. Doch Gieselmann suchte dynamischere Bilder. Die Konsequenz: Filmakademie und Kameramann. So konnte er selbst das Licht setzen. Dorthin, wo es Atmosphäre, Stimmung und Dramaturgie verlangten. „Schon bei den ersten Übungen an der Filmakademie habe ich das Licht für mich entdeckt", erzählt Gieselmann. Ein kurzer Horrorfilm war das Aha-Erlebnis: Gelbe Folie auf die Scheinwerfer. Und schon agierten alle Schauspieler umso aggressiver. „Da habe ich die Macht des Lichts realisiert." Gieselmann arbeitete als Kameramann für Fernsehreportagen, Dokumentarfilme, TV-Krimis und Serienformate. „Irgendwann war es mir dann zu langweilig, Dialoge zu bebildern." Lieber wollte er die Bilder etwas erzählen lassen, indem er sie selbst mit Licht kreiert und skizziert. Dazu ließ er sich am Bartenbach Lichtlabor in Tirol zum „Lightning Designer" vulgo Lichtplaner ausbilden. Obwohl: Gerade von dort ist er noch einmal zurückgestolpert in den früheren Beruf. Als ihm ein Studienkollege steckte, dass die Glühbirne schon bald ein industrielles Auslaufmodell sei. Das war 2008. „Bulb Fiction" nannte er die Doku, die er danach recherchierte und realisierte. Sie widmete sich den Hintergründen und der Logik, warum die EU der Glühbirne plötzlich ihre Existenzberechtigung ausknipste. 2012 lief der Film im Kino, danach zog er ausschnittsweise durchs Internet viel beachtete Runden. Heute, fast zehn Jahre später, sind die LED-Leuchtmittel technisch schon im Farbtemperaturbereich der Glühbirne angekommen - was man am meisten an ihr vermisste, war schließlich die „Wärme", die gefühlte, visuell empfundene vor allem.

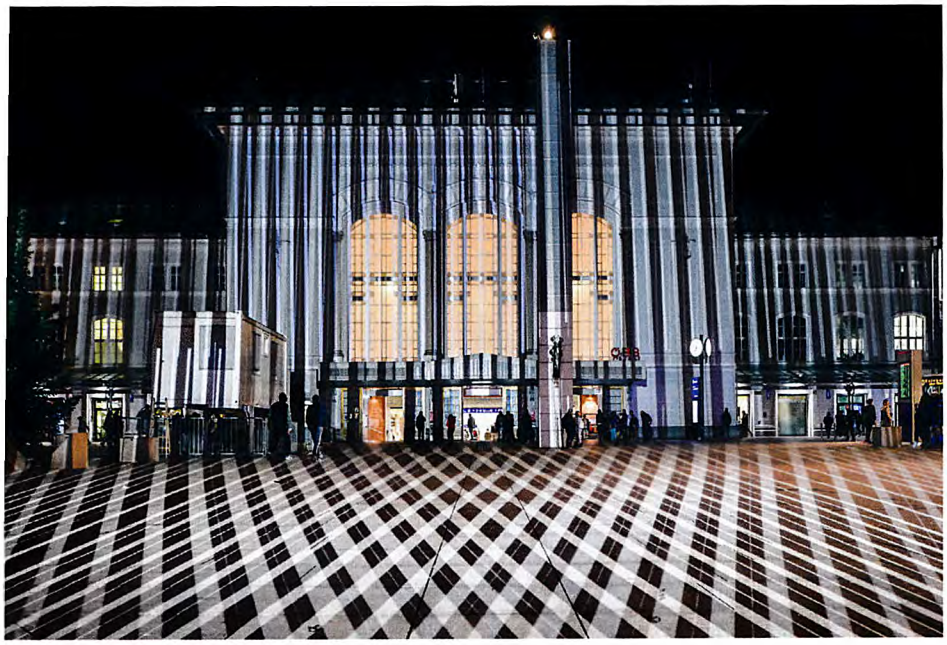
Auch als Lichtplaner hat es Gieselmann wieder mit Gesichtern zu tun. Nicht mit jenen von Schauspielerinnen und Schauspielern, sondern jenen von Lokalgästen etwa oder Kundinnen und Kunden im Geschäft, aber auch anderer Physiognomie weiß er zu schmeicheln: Den Fassaden von Häusern. Vor allem jenen, die tagsüber schon Schmuck und Ornamente tragen, denen er die dreidimensionalen Gesichtszüge nur nachzeichnen muss. Im Gegensatz zu den anderen, die glatt sind wie Glas und Aluminium, „Creatures of the Night" hatte sie der Architekt Gregor Eichinger einmal genannt, weil sie erst Charakter zeigen und Tiefe erzeugen, wenn nach Sonnenuntergang in ihren Fenstern die Lichter angehen.



LICHTSETZER. Moritz Gieselmann, früher Kameramann, heute Lichtplaner. *www.lichtplanung-wien.at*

„Lichtplaner und Kameramann erzeugen beide Raum mit Licht."

Physiognomie der Nacht. „Im Grunde hat man als Lichtplaner einen ähnlichen Zugang wie als Kameramann: Man erzeugt Raum mit Licht", sagt Gieselmann. Nur: Diesmal bleiben die Szenen, auch wenn die Crew längst weitergezogen ist. Im Stadtraum, im Interieur von Geschäften und Lokalen. Und der Dialog, der zählt, ist der, den Licht und Schatten eingehen. „Die Bilder, die man beim Film mit Licht zeichnet, die funktionieren allerdings nur in Blickrichtung der Kamera." Die Lichtszenarien im Raum, sie müssen dagegen auch dreidimensional, in jede Richtung wirken. Noch eine Parallele: Früher war es der Austausch mit dem Setdesigner, heute ist es das Pingpong mit dem Architekten: „Die besten Ergebnisse kommen bei engem Dialog der Departments." Egal, ob dann weiches, diffuses Licht den Raum einnimmt oder hartes, gerichtetes Licht die Kontraste punktuell hochdreht. Das Vokabular der Lichtgestaltung ist jedenfalls groß. „In der traditionellen Lichtplanung kommt das Licht aber hauptsächlich von oben, dort ist Platz, dort blendet es am wenigsten." Nur: „Dann sind nur die horizontalen Flächen beleuchtet, nicht



BLICKE. Der Hauptbahnhof in Salzburg machte Gebäude und Reisende zum Teil der Installation.

Licht ist Pinsel, Licht ist Stift, aber: Licht kann vor allem laute Stimme sein.

→ die vertikalen." Noch dazu denken viele nicht daran, dass das Wichtigste an der Umgebung die Menschen sind, auf die das Licht fällt. „Gerade in Lokalen macht das viel von der Stimmung aus. Wenn Gäste wiederkommen, ist oft nicht nur der Koch schuld, sondern auch ein guter Lichtplaner", ist Gieselmann überzeugt. Mit einem kreativen Lichtkonzept könne man auch aus einem Raum gestalterisch einen zweiten machen, wenn die Nacht anbricht. „Viele Räume werden untertags und nachts auch anders genutzt." Auch auf den Straßen, wo Licht Sicherheit und Orientierung gibt und wo Gieselmann gern eine andere Wahrnehmung der Architektur in den Stadtraum einblendet. „Man muss sich mit der Fassade auseinandersetzen, mit ihrer Plastizität, ihrer harmonischen Gliederung und ihren raffinierten Strukturen."

Licht ist eine Stimme. Julia Zdarsky ist die Lichtkünstlerin Starsky. Und sie ist auch „niemand", ein Pseudonym, das sie manchmal unter ihre Botschaften setzt, die sie mit Licht in die Stadt pinselt. Oder auch an den Traunstein. Oder an eine Felswand in Plank am Kamp. „Die Dunkelheit ist die Voraussetzung meiner Arbeit, sie ist meine Leinwand." Und das Licht ist die laute Stimme, die auf ihr malt. Mit Hilfe von Projektion. „Sie ist ein unsichtbarer Raum gerader, gebündelter Lichtstrahlen, die erst am Widerstand sichtbar werden." Irgendetwas muss sich dem Licht entgegenstellen. Das kann etwa die „Urban Landscape" sein, die Architektur der gebauten Umwelt, die sich zwischen Lichtquelle und Dunkelheit schiebt und auf die dann die Botschaften aus Buchstaben und Bildern treffen. „Projektion ist jedenfalls immer Raum, niemals Fläche", sagt Zdarsky. Und dieser blendet über in den physischen Raum und in den Bedeutungsraum all der Dinge, auf die das Licht fällt. „Das Architekten-Elternhaus hat mich wahrscheinlich schon geprägt, ich denke sehr räumlich", sagt Zdarsky. „Ein Projekt fängt damit an, dass ich mich selbst in den Raum stelle, ihn versuche zu erfassen, die Arbeiten entstehen stets individuell für einzelne Orte, ihre physischen und kontextuellen Bedingungen." Die Lichtinszenierungen sind dabei visuelle Momentaufnahmen. Den Ort verändern sie trotzdem bleibend: „Im Auge des Betrachters bleibt eine veränderte Lesart der Architektur." Für sie hat die Lichtprojektion als Künstlerwerkzeug noch einen Vorteil: „Durch das Momenthafte löst sie sich von den Konventionen des Kunstbetriebs. Es können so nie Werke sein, die mit Geldwert bemessen und gehandelt werden."



KUNSTLICHT. Starsky ist Julia Zdarsky und Lichtkünstlerin mit politischer Botschaft.

Helle Worte. Zdarskys künstlerisches Werkzeug, das Licht, bearbeitet und verfeinert sie gern selbst, zangelt an Apparaturen herum, lässt analoge Projektoren, die riesige Bilder aufziehen können, an digitale Steuerungen andocken. Oder lässt sie baumeln in selbst gebastelten Schaukeln für „fahrende Projektionen", wenn Zdarsky mit ihrer „Projektionsguerilla" unterwegs ist. Gern auch dorthin, wo sich die Macht im Land hinter der Architektur der Macht verschanzt. Die perfekte Leinwand für ihre Statements, ihre lichtgebündelten Reizworte, von denen sie nicht viele braucht, um viel zu sagen, weil sie ohnehin schon schwer beladen sind mit Bedeutung. Ungefähr 3000 Ansi-Lumen an Helligkeit werfen Zuhause-Beamer durch den Raum, mit 100.000 Ansi-Lumen rückt Zdarsky manchmal an. Auch beim Bundeskanzleramt, bei der Präsidentschaftskanzlei in der Hofburg. „Schon seit 20 Jahre kultiviere ich, politische Messages an die Orte der Macht zu projizieren." Licht, ein taugliches Mittel des Widerspruchs.

„Durch die Projektion kann ich Inhalte und vielfältige Stimmen im öffentlichen Raum einbringen, die sonst unsichtbar blieben." Dabei gehe es Zdarsky vor allem auch um die Stimmen von marginalisierten Gruppen. „Es ist schon toll zu sehen, wenn etwa eine feministische Message, die sonst nur Fußzeile ist, plötzlich riesengroß auf einer Kirche zu sehen ist." Der öffentliche Raum ist dabei der ideale Schauplatz der Lichtkunst: „Er ist brisanter, wirkungsvoller und der Ort, an dem Diskussionen entstehen, die in den Blasen sonstiger Kunsträume nie aufkeimen würden". ✖

Tipp

„100 JAHRE IN 100 MINUTEN". Eine polymediale „Living Installation" von Starsky. Anlass: 100 Jahre Frauen*wahlrecht. Vom 9. bis 11. Juli im Semperdepot, Atelierhaus in Wien. *100jahre.starsky.at*

Fotos: Sascha Osaka, beigestellt.